Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 178. Bromberg, den 18. Oktober 1925.

Der Doppelgänger des Herrn Emil Schnepfe.

Roman von Carl Schüler.

(6. Fortsetzung.)

Dorival hatte nicht bemerkt, daß ihm ein hochgewachsenes, junges Mädchen, mit bleichem nicht unschönen Duldergesicht, seit einiger Zeit folgte. Als er vor dem Schaufenster eines Juweliers stehen blieb, stellte sich die Dame neben ihm auf.

„Endlich, Liebster, treffe ich dich! Warum kamst du nicht! Warum hast du mich vergebens warten lassen?“ flüsterte sie.

Dorival blickte entsetzt auf.

Vor ihm stand die junge Dame, die er in Begleitung der Frau von Maarkatz gesehen hatte.

Sie blickte ihn aus verängstigten Augen an wie ein treuer, verprügelter Hund, der seinen Herrn um ein freundliches Wort anbettelt.

„Sie irren sich in meiner Person, mein Fräulein,“ sagte er ruhig und freundlich. „Ich möchte Ihnen das beweisen. Wollen Sie mir in eine Konditorei folgen? Ich werde mich Ihnen dort legitimieren. Ich bin nicht der, für den Sie mich zu halten scheinen.“

„Du verhöhnst mich! Du willst mich los sein!“ antwortete sie mit sanftem Vorwurf. „Warum willst du mich nicht mehr kennen?“

„Aber so kommen Sie doch nur mit!“

„Ich komme ...“ stöhnte Gretchen Lotz seiner Aufforderung zu, „du bist ja immer gut zu mir gewesen. Ich will dir alles verzeihen; ich habe ja niemand, als dich.“

„Gräßlich!“ dachte Dorival.

Sie traten in eine nahe gelegene Konditorei und setzten sich in einem Winkel an einen Tisch. Dorival bestellte bei dem bedienenden Fräulein Kaffee. Dann zog er seine Legitimationskarte hervor und überreichte sie dem jungen Mädchen.

„Bitte, lesen Sie!“

Gretchen Lotz las aufmerksam das Schriftstück, Dorival wunderte sich, daß sie dabei keinerlei Erregung zeigte. Sie gab ihm nur die Karte zurück und sagte vorwurfsvoll:

„Warum nennst du dich jetzt Dorival von Armbrüster? Und wer ist dieser Schnepfe?“

„Donnerwetter! — entschuldigen Sie — aber nehmen Sie doch Vernunft an, liebes Fräulein! Ich nenne mich nicht nur Dorival von Armbrüster, sondern ich bin es auch. Ich bin sozusagen polizeilich beglaubigt. Sehen Sie hier meine besonderen Kennzeichen. Die Narbe an der Hand, die goldene Zahnplombe. Das Muttermal am Knie erlassen Sie mir. Ich bin auch nie ein anderer gewesen, als Dorival von Armbrüster. Aber dieser Emil Schnepfe, der mir leider so ähnlich sieht — der ist der Mann, für den Sie mich halten! Ich nehme Ihnen das nicht übel, obwohl dieser Schnepfe ein großer Spitzbube ist, ein Hoteldieb, ein Heiratsschwindler. Ich bin schon öfter mit ihm verwechselt worden. Sogar von der Polizei. Dieser Schnepfe wird nämlich steckbrieflich verfolgt. Ich hoffe, mit dieser offenen Erklärung Ihnen einige Illusionen über diesen Mann zu zerstören, so leid mir das auch um Ihretwillen tut!“

Gretchen Lotz sah ihn starr an. Dann hielt sie ihr Taschentuch vor die Augen und weinte.

„Fassen Sie sich!“ sagte Dorival weich. „Seien Sie doch froh, daß Sie die Wahrheit über diesen Menschen erfahren haben. Er wäre Ihr Verderben gewesen.“

Gretchen Lotz hatte als Gesellschafterin der Frau von Maarkatz eine harte Schule in der Kunst sich selbst zu beherrschen durchgemacht. Sie überwand die Schwäche schnell, trocknete ihre Tränen und sagte leise:

„Ich muß Sie sehr um Entschuldigung bitten, Herr von Armbrüster, daß ich Sie belästigt habe. Aber ich will Ihre Zeit nun nicht länger in Anspruch nehmen.“

Sie zog ihre baumwollenen Handschuhe an, versteckte das Taschentuch in dem schwarzen Ledertäschchen, und wollte aufstehen. Aber Dorival legte ihr die Hand auf den Arm.

„Nein, Sie dürfen jetzt noch nicht gehen,“ bat er. „Ich bin froh, daß ich endlich einen Menschen getroffen habe, der mir von meinem Doppelgänger etwas erzählen kann.“

Gretchen Lotz setzte sich wieder, sah Dorival mit ihren kläglichen, an Unterwürfigkeit gewöhnten Augen an, und sagte bittend: „Seien Sie ihm nicht böse!“

Dorival war erstaunt. Dies Mädchen bat für den Mann, der es doch augenscheinlich auf die niederträchtigste Weise hintergangen hatte.

„Wie kommen Sie zu dieser Bitte?“ fragte er. „Ich kann Ihnen ganz offen gestehen, daß ich diesen Schnepfe geradezu hasse!“

„Hat er Ihnen etwas Böses getan?“

„Wenn Sie damit meinen, ob er mich bestohlen hat oder einen Mordversuch auf mich gemacht hat, so muß ich Ihre Frage mit einem Nein beantworten“, antwortete er lachend. „Aber seine Ähnlichkeit mit mir bringt mich auf Schritt und Tritt in die fatalsten Lagen. Ich lasse mir das nicht länger gefallen. Ich sorge dafür, daß er dahin kommt, wohin er gehört, hinter Schloß und Riegel. Und Sie können mir dabei behilflich sein.“

Das Duldergesicht nahm einen erschreckten Ausdruck an: „Dabei werde ich Ihnen nie behilflich sein! Ich finde auch, verzeihen Sie, Ihren Haß gegen ihn ganz unbegründet. Was kann er dafür, daß er Ihnen ähnlich sieht? Vielleicht, wenn Sie ihn näher kennen würden, würden Sie ihn auch milder beurteilen. Er ist der erste Mensch gewesen, der wirklich gut zu mir war, und dafür werde ich ihm immer dankbar bleiben, auch wenn er mich wirklich über sich getäuscht haben sollte.“

Dorival schüttelte den Kopf.

„Seit wann kennen Sie ihn?“

„Im vorigen Herbst war ich mit Frau von Maarkatz in Sylt. Dort hat er sich mir genähert.“

„Unter welchem Namen, wenn ich fragen darf?“

„Werner von Hardenfels.“

„Ein schöner Name!“ lächelte Dorival.

„Er ist jedenfalls aus guter Familie. Mag er nun Hardenfels heißen oder nicht.“

„Er heißt Emil Schnepfe und ist der außereheliche Sohn einer Wäscherin. So sagte man mir auf dem Polizeipräsidium.“

Diese Mitteilung machte auf Gretchen Lotz keinerlei Eindruck.

„Auch die Polizei kann sich irren!“ sagte sie. „Außerdem kann sich niemand seine Eltern und seinen Namen aussuchen.“

„Seine Eltern nicht, da haben Sie recht“, meinte Dorival, der mit Erstaunen bemerkte, daß das junge Mädchen sich immer mehr für diesen Emil Schnepfe zu ereifern

begann. „Aber was die Wahl des Namens anbetrifft, so scheint Emil Schnepfe anderer Ansicht zu sein. Er wählt sich seine Namen selbst. Und sie sind immer sehr schön. Er tut es nicht unter einem Grafen oder wenigstens einem Baron. Sonderbar, daß er immer Leute findet, die auf den Schwindel hineinfallen. Verzeihen Sie, wenn ich schon wieder mit rauher Hand an eine empfindliche Saite rühre, aber — hm, es macht auf mich den Eindruck, als habe Werner von Hardenfels in Sylt sich nicht nur um Ihre Gunst bemüht, sondern auch die Geschmacklosigkeit besessen, der Frau von Maarkatz näher zu treten?"

„O, er hat nicht anders gekonnt! Er mußte, um mich sehen und sprechen zu können, Frau von Maarkatz den Hof machen."

Sie lächelte. Und dieses Lächeln verschönte sie. Es wurden rechts und links auf ihren Wangen zwei kleine Grübchen sichtbar, die sehr niedlich aussahen.

„Ich bin nie eifersüchtig auf Frau von Maarkatz gewesen . . ."

„Dazu hatten Sie wohl auch keine Ursache! Die Zuneigung des Herrn von Hardenfels galt nicht der Frau von Maarkatz, sondern ihren Schmucksachen."

„Ich bin überzeugt, daß Werner den Ring, um dessen Verlust Frau von Maarkatz jammert, wirklich zu einem Juwelier gebracht hat!"

„Und warum hat er dann den Ring seiner Eigentümerin nicht zurückgegeben oder ihn zurückgeben lassen?"

„Er wird es vergessen haben," meinte etwas unsicher Fräulein Lotz.

„Sie dürfen es Frau von Maarkatz nicht verübeln, wenn sie an eine solche Vergeßlichkeit nicht glaubt. Ich tue es auch nicht. Und Sie werden es auch nicht tun, wenn ich Ihnen noch einmal auf das Bestimmteste erkläre, daß dieser Emil Schnepfe, der sich bald so, bald so nennt, gewerbsmäßig stiehlt. Wenn Sie mir nicht glauben, so erkundigen Sie sich bei dem Kriminalkommissar Fehlhauer nach dem Mann. Sie werden dort viel über ihn erfahren. Er ist eine sehr gesuchte Persönlichkeit. Ein Dutzend Polizeibehörden sind hinter ihm her. Bitte, gehen Sie nur hin. Man wird Ihnen gern Auskunft geben."

Sie schwieg einen Augenblick.

Dann sagte sie erregt:

„Es ist nicht wahr, daß er ein Dieb und Betrüger ist! Die Polizei verfolgt ihn, das hat er mir selbst erzählt. Darum mußte er auch plötzlich von Sylt abreisen, darum ist er auch gezwungen, sich manchmal einen falschen Namen beizulegen. Er hat einen jungen Mann aus einflußreicher Familie, der ihn beleidigt hatte, im Duell erschossen. Das ist alles. Ich sage Ihnen das, weil ich gern möchte, daß Sie besser von ihm denken. Sonst ist es mir gleichgültig, was die Leute von ihm sagen. Frau von Maarkatz schimpft den ganzen Tag auf ihn. Daran bin ich gewöhnt. Aber wenn er wirklich der Spitzbube wäre, den alle aus ihm machen wollen, so wäre mir das auch gleichgültig. Er hat mir erzählt, daß er eine schlimme Jugend gehabt hat. Wer weiß, wie man ihm mitgespielt hat. Das Leben macht den Menschen gut oder schlecht. Ich verurteile ihn nicht. Ich brauche mich nicht bei der Polizei über ihn zu erkundigen. Ich habe in seinem Herzen gelesen. Ich kann Ihnen nicht so sagen, was er mir gewesen ist. Und — was er mir noch ist. Ja, noch! Obwohl er mir seit Wochen nicht geschrieben hat. Ich will mir sein Bild in der Erinnerung rein erhalten. Ja, wundern Sie sich nur über das dumme Mädchen, das sein Herz an einen Mann gehängt hat, der ganz plötzlich vor ihm aufgetaucht ist und ebenso plötzlich wieder verschwand. Es waren nur drei kurze Wochen. Aber diese wenigen Wochen, die er mir geschenkt hat, haben mich reich entschädigt für viele Jahre trostloser Erniedrigung. Ich will mir die Erinnerung an sie nicht trüben lassen. Ich will nicht!"

Dorival sah das junge Mädchen an.

„Wissen Sie, was Sie getan haben?" fragte er nach einer Weile.

„Nein!"

„Sie haben mir den Emil Schnepfe in einem neuen Licht gezeigt. Er muß wirklich auch gute Seiten haben, daß Sie so fest zu ihm halten. Jemand zu haben, der so wie Sie durch dick und dünn mitgeht, sich durch nichts den Glauben an den Freund nehmen läßt, ist ein großer Gewinn, der niemandem unverdient in den Schoß fällt. Ich will nicht weiter mit Fragen in Sie dringen, wenn Sie aber einmal einer Hilfe bedürfen sollten, werde ich es mir zur Ehre anrechnen, wenn Sie sich dann an mich wenden wollten."

„Ich danke Ihnen", sagte Grete Lotz schlicht. Dann griff sie wieder nach ihrem Täschchen und erhob sich . . .

*

Diesmal brauchte Dorival nicht zu warten.

Herr Direktor Zahn empfing ihn sofort.

„Was sagen Sie zu dem Erfolg, verehrter Herr Baron?" rief er ihm entgegen. „So arbeiten wir! Übertrifft das nicht Ihre hochgespanntesten Erwartungen? Ist das nicht hervorragend?"

„Hm . . ." machte Dorival.

„Wir haben auch keine Mühe gescheut, keine Kosten! Wir haben ein Netz über ganz Berlin gezogen, ganz abgesehen davon, daß wir — hm! — sechs der vorzüglichsten Beamten nach den großen Bädern entsandten. Nun, Schnepfe ist in Berlin. Das weitere ist Kinderspiel. Übrigens doch noch mit sehr — hm! — sehr bedeutenden Kosten verknüpft!"

„Hm . . ." machte Dorival.

„Darüber werde ich Ihnen aber noch schriftlich Mitteilungen zugehen lassen, Herr Baron. Zufällig befindet sich Herr Crusius, der bei dem Zusammenstoß mit dem Verbrecher verwundet wurde, hier im Hause. Ich werde ihn rufen lassen. Er soll Ihnen selbst den Hergang erzählen."

„Ja, bitte!" sagte Dorival.

*

Herr Crusius trat ein.

Dorival erkannte in ihm auf den ersten Blick den Mann wieder, den er im Kaiserhof niedergeschlagen hatte. Zu seiner Befriedigung sah er, daß die mißhandelte Nase nur eine leichte Geschwulst zeigte.

„Herr Crusius — Herr von Armbrüster!" stellte Direktor Zahn vor.

Dorival saß so, daß durch den schmalen Streifen, der zwischen den Fenstervorhängen frei geblieben war, das harte Licht der Wintersonne voll auf ihn fiel. Als Herr Crusius ihn während der Vorstellung näher ansah, blieb ihm vor Schreck die Redensart „Sehr erfreut" zur Hälfte im Halse stecken.

„Na, erkennen Sie mich wieder?" lachte Dorival vergnügt.

Crusius öffnete den Mund, aber es entrang sich ihm nur ein unverständliches Gemurmel. Staunen und Schreck machten ihn sprachlos.

„Die Herren kennen sich?" fragte interessiert der Direktor.

„Jawohl, wir kennen uns!" sagte Dorival.

„Ich habe ihm doch gestern den Puff auf die Nase gegeben!"

„Was?"

„Ja, ich!"

„Er wollte mich verhaften! Anstatt mich vor Verhaftung zu schützen, störte er mich aus meinen musikalischen Genüssen auf, um mich nach dem Alexanderplatz abzuführen. Das habe ich mir natürlich ernstlich verbeten. Ich hoffe, Sie werden einsehen, Herr Crusius, daß ich Grund hatte, recht ärgerlich auf Sie zu sein. Ihrer Nase hat der Schlag übrigens wenig geschadet. Na — immerhin will ich Ihnen gern ein Schmerzensgeld geben —"

Dorival entnahm seiner Geldtasche ein Goldstück . . . .

Beim Anblick des Geldes gewann Herr Crusius die Sprache wieder.

„Könnten Sie nicht noch eins dazulegen?" sagte er mit kläglicher Miene. „Das war ein furchtbarer Schlag, den Sie mir gegeben haben! Ich war die ganze Nacht krank!"

„Meinetwegen," sagte Dorival. „Aber Sie müssen jetzt mit mir nach dem Hotel Kaiserhof fahren und dort Ihren Irrtum reumütig eingestehen. Ich könnte ja sonst nie wieder das Hotel betreten, ohne befürchten zu müssen, für Herrn Emil Schnepfe gehalten zu werden. Außerdem habe ich noch einen Mantel und einen Seidenhut dort hängen. Die können Sie mir in meine Wohnung bringen."

„Aber gewiß, gern," beeilte sich Herr Crusius zu versichern, während er das Schmerzensgeld barg.

So lange hatte Herr Direktor Zahn geschwiegen. Jetzt hielt er es für angebracht, sich in die Verhandlung zu mischen.

„Das ist ja unerhört," schrie er seinen Untergebenen an. „Ich lasse das nicht so durchgehen. Das kostet Sie ein ganz empfindliches Strafgeld. Wo würde der Ruf meines Institutes bleiben, wenn ich eine solche Dummheit nicht bestrafe? Ich muß Sie um Entschuldigung bitten, Herr Baron! Crusius! Wo haben Sie nur Ihre Augen gehabt? Haben Sie denn Ihre Instruktionen ganz vergessen? Was habe ich Ihnen gesagt? Ich habe Ihnen gesagt, daß Sie gerade wegen dieser Ähnlichkeit sehr vorsichtig zu Werke gehen müßten. Ich habe Ihnen gesagt, daß Sie, wenn Sie Ihrer Sache nicht ganz sicher sind, sich zunächst von dem Herrn, den Sie für den Schnepfe halten, die vom Polizeipräsidium ausgestellte Legitimationskarte zeigen lassen sollen. Hätten Sie eine solche Bitte in höflicher Form vorgebracht, würde Ihnen der Herr Baron gern seine Karte gezeigt haben."

Er blickte Dorival fragend an.

„Aber selbstverständlich!“ bestätigte dieser. Leise fügte er hinzu: „Angenommen, daß ich sie bei mir gehabt hätte.“

„Da hören Sie's!“ fuhr der Direktor fort. „Sie hätten sich die Karte zeigen lassen sollen, dann wäre dieser skandalöse Zwischenfall vermieden worden. Ich bitte nochmals um Entschuldigung, Herr Baron! Sie dürfen sich aber trotz des Versehens ganz auf uns verlassen. Ein Dutzend meiner besten Beamten sind hinter diesem Schnepfe her. Wir werden ihn bald zur Strecke bringen, das kann ich Ihnen aufs Wort versichern!“

(Fortsetzung folgt.)

Altweibersommer.

Novelle von Wilhelm Herbert.

Frau Trude stand am Fenster und sah in den Garten hinunter, in dem die müden roten und goldenen Blätter nun nach langem Widerstand lautlos in stillergebenem Sterben zur Erde glitten.

Plötzlich flirrte etwas vor ihren Augen.

Sie griff — selbst ziemlich ermüdet — darnach und hielt ein silberweißes Haar zwischen den Fingern, das wie ein weggewiesener Fremdling aus ihrem kastanienbraunen Scheitel geschlüpft war.

Mit einer heftigen zornigen Bewegung riß sie es vom Kopfe.

Wie sie aber nun den unschuldigen Silberfaden zwischen den Fingern hielt, bat sie ihm mit einem herben Lächeln die derbe Entwurzelung ab und ließ ihn langsam, beinahe zärtlich hinuntergleiten in den Garten zu den anderen Zeugen mähligen Alterns.

Wieder sah sie nach dem Zaun hinüber, an dem — durch kein mitleidiges Blattwerk mehr verdeckt — ihr Mann nun schon seit einer Viertelstunde stand und mit der jungen lebensprühenden hübschen Nachbarin scherzte, die ihren anderthalbjährigen Buben auf den Armen hielt und abwechselnd dem „Onkel“ herüberreichte, der dann selbst lachend den vor Vergnügen schreienden Jungen in die Höhe schwang und liebkoste.

Unwillkürlich sah Frau Trude in das Zimmer zurück. Es kam ihr in diesem Augenblick so leer und öde vor, daß sie vor Frost leicht zusammenschauerte. Kein Kinderlachen klang. Das Einzige, das hier hätte lachen können, war vor acht Jahren nach einem stillen, freudlosen Erdensein von wenigen Tagen aus dem Hause geschieden, um keine Nachfolge zu finden.

Der müde Kopf Trudens sank auf die Brust. Vor ihren Augen wurde es trüb und der lange haardünne Silberfaden, der jetzt draußen in der Spätherbstsonne vorüberschwamm, fand keinen Widerstand, als er sich wie ein feiner Reif um die Stirne legte.

Drüben aus dem Hause rief eine barsche Stimme. Ein derber, grobschlächtiger Mann trat unter die Türe der Nachbarvilla, die nach dem Garten führte.

„Else!“ rief er noch einmal.

Die junge Frau drüben schrak zusammen. Ihr hübsches Gesicht verzog sich in zornigem Trotz. Sie riß den Buben mit so jähem Ungestüm an sich, daß das Kind zu weinen begann.

Einen Augenblick noch stand sie.

Es hob und senkte sich ihre volle Brust. Sie warf dem Gelehrten herüben einen herausfordernden Blick zu, in dem es lag: „Willst du mir immer noch nicht helfen? Was hilfst du mir nicht? Siehst du nicht, daß ich den Grobian nicht leiden kann und mag?“

Dann ging sie mit langsamen, hochmütigen Schritten auf ihr Haus zu und kam an dem belfernden, scheltenden Mann vorbei, als ob sie ihn gar nicht sehe.

Er ließ sie vor sich her hineingehen, schaute grimmig nach dem Zaun, ging dann selbst in sein Heim und warf die Türe krachend zu, wie eine Gefängnistüre ins Schloß poltert.

Doktor Rufelius stand mit gesenktem Kopf und geballter Faust, voll heißem Drang, mit dem drüben anzubinden, und doch von einer geheimen Macht gebannt. Sie schien von dem Blick der stillen, alternden Frau auszugehen, die oben am Fenster stand und nun wieder mit brennenden Augen an der Gestalt ihres Mannes hing.

Der ihr Alles war.

Er wandte sich gegen sein eigenes Haus her und schaute hinauf.

Müde — wie eine ertappte Sünderin, die zu keiner Verteidigung mehr die Kraft hat — kehrte sich Trude in das Zimmer und ging in die Küche hinaus.

Sie hörte ihren Gatten langsam die Treppe heraufsteigen.

Ihr kam's, als müßte sie Topf und Rührlöffel von sich schleudern, hinausstürmen mit dem Feuer der Jugend, die unverdorben in ihr war, ihn umschlingen und an seiner Wange flüstern: „Heinz! Tor! Undankbarer! Wozu suchst du, was niemals dein sein kann, und verschmähst, was ewig dein Eigen sein wird?!“

Wenn er nur einen Schritt gegen die Küche hin getan hätte, sie würde den stürmenden Drang ihres Herzens verwirklicht haben.

Am ganzen Körper bebend vor verzweifelnder Hoffnung, lauschte sie.

Er stand draußen und regte sich nicht.

Sie schlich an die Küchentür und wartete auf seinen Ruf.

Auf den Ruf, dessen sie nun seit einem halben Jahre harrte, seitdem der Nachbar mit seiner jungen Frau eingezogen und ein rasches Verstehen und Sichbefreunden zwischen Rufelius und Else drüben die unselig verwunderte Frau herüben einsam gemacht hatte.

Aber ihr Gatte kam nicht — heute so wenig wie je in all den letzten Wochen und Monaten.

Er ging in sein Arbeitszimmer, griff nach der Feder, schlug ein paar dicke Bücher auf, beugte sich über das weiße Blatt Papier, das seit Tagen unberührt vor ihm lag, und legte den heißen Kopf in die Hände. Viel, viel elender noch fühlte er sich wie die Frau in der Küche draußen, von der er wußte, daß sie auf ihn wartete — wartete all die Wochen her.

Er wollte aufspringen und zu ihr eilen. Aber der lichtblonde Scheitel drängte sich zwischen sie. Die lachenden begehrenden trutzigen wilden Augen drüben blendeten ihn.

Er konnte nicht . . .

Als es Mittag war, holte sie ihn in das Speisezimmer.

Behutsam, ehrerbietig nahm er ihre feine schmale weiße Hand und küßte sie. Dabei fühlte er die Schwielen an ihren Fingern, die sie sich hergearbeitet hatte. Er wußte, daß es Notarbeit war — Arbeit als Zuflucht in tiefster Herzensnot, Arbeit, die den Tag betäuben und den Schlummer der Nacht herrufen mußte an ihr stilles, von keiner Klage gekränktes Lager.

Erst, als sie den Kaffee auftrug, wagte er es, zu ihr aufzusehen.

Da sah er den schmalen flatternden Silberreif, der seit Stunden um ihre Stirne lag, und er sah auch die Silberhaare, die von den letzten Monaten in ihren Scheitel geflochten worden waren.

Er streckte beide Hände aus, um diese reine Stirne zu sich herüber zu ziehen und zu küssen.

Aber die Finger erlahmten ihm auf dem Wege. Tastend suchten sie nach dem Silberfaden und holten ihn behutsam, als ob sie ihn zu zerreißen fürchteten, herüber.

Sie folgte mit den Augen dem seltsamen Gute, das er sich barg, dem Zeugen, der gegen sie sprach — für die Andere, auf deren Scheitel jungfrisches Gold flammte und sprühte.

„Altweibersommer!“ sagte sie ruhig. Sie selbst wollte es ihm sagen.

Erschrocken blickte er auf. Er sah sie auf einmal in der stolzen Schönheit ihrer Jugend vor sich, als er um sie geworben hatte, in der Fülle ihrer reichen braunen Flechten, die gelöst wie ein Fürstenmantel um ihre Schultern geflossen waren. Er sah sie vor sich in ihrer keuschen reinen stillen Liebe und Gattensorge all die Jahre her — sie, die so zu seinem Leben gehörte, daß er sich keine Stunde ohne sie denken konnte — sie, deren Tod auch ihm den Lebensfaden, die Lebensluft abschneiden mußte — sie, bei der es kein Altern, kein Vergehen, kein Hinschwinden geben konnte und durfte.

Und das Wort, das sie eben gesprochen hatte, entsetzte, erschütterte ihn.

Nicht wie ein Makel an ihr klang ihm dieses Wort. Wie eine niederschmetternde Anklage gegen ihn traf es sein Ohr und schlug ihm wie Blitz und Strahl durch Hirn und Herz.

Er lag vor ihr auf den Knien und barg seinen Kopf schluchzend in ihrem Schoß . . .

Es war ganz still geworden in dem Zimmer — so still, daß man das lautlose Niedergleiten der müden Blätter draußen zu hören meinte, das lautlose Hinwegschwimmen des Silberfadens, der aus den Händen des Gelehrten geglitten war, und wieder draußen die Sonne und die gleitenden Geschwister suchte, mit denen der Herbst das große Lied des Vergehens in das Buch der Natur schrieb.

Ganz lautlos war es.

Und doch hörten sie nicht das polternde Schimpfen und Fluchen des Nachbars drüben und die jetzt zu häßlichem Toben und Kreischen entstellte scharfe Stimme der jungen Frau, in die das Schreien des Kindes klang.

Sacht und sanft streichelten Trudens Hände über den Scheitel ihres Mannes. Ihre Augen folgten dem langsam durchs Fenster entgleitenden Silbergespinst.

„Altweibersommer!“

Sie flüsterte es wieder und lächelte. In ihren Augen lag Ruhe und Hoheit, das stille, triumphlose Glück der Siegerin.

So sah er sie, wie er nun zu ihr aufschaute — und ihr reifes, kluges, von keiner Zerstörung entstelltes, von hundert Leidenstagen, von tausend Erfahrungen verklärtes Gesicht dünkte ihm unendlich schön.

Seine Hände suchten die ihren, ihre Hände die seinen. Es wurde warm und wohlig im Zimmer. Liebe Erinnerungen füllten es ganz und brachten Stärke . . .

Sie traten Hand in Hand ans Fenster. Drüben war das Toben still geworden. Die beiden Kampfnaturen hatten sich wieder einmal zusammengerauft.

Herüben schauten zwei gemeinsam gereifte Menschen still und glücklich in den sterbenden Herbst hinaus.

Wieder glitt ein haardünnes Band von Silber und Seide vorüber und schien einen Augenblick nicht übel Lust zu haben, sich an Frau Trudens Stirne zu heften.

„Komm nur, Altweibersommer!“ flüsterte sie. „Ich fürchte dich nicht mehr.“

Aber das Band glitt weiter. Sie beide lächelten.

Geschichte eines Todes.

Novelle von Karl Lütge.

(Nachdruck verboten.)

Selmar Kölling war nicht abergläubisch; seine gleichmäßig fröhliche, lebensfreudige Natur verbot dies ebenso sehr wie der Umgang, den er hatte. In der bescheidenen Villa Kölling verkehrten zwei, drei sorglose Rentner, ein Geschäftsmann, der ein gutgehendes Geschäft besaß, ein höherer Beamter . . . und schließlich warf trotz der Notzeit das Geschäft Selmar Köllings zuviel ab, als daß er sorgenvoll eigenbrödlerische Wege hätte gehen müssen.

Nein, Selmar Kölling war nie abergläubisch gewesen . . . und Frau und Kinder verwunderten sich darum ungemein, daß er seit einiger Zeit allein und einsam spazieren zu gehen pflegte. Wohin, das wußten sie nicht. Früher erzählte er mit Vorliebe, was ihm auf seinen harmlosen, kurzen Spaziergängen zugestoßen war: unbedeutende Nichtigkeiten, kleine Beobachtungen. Jetzt sprach er nicht . . . und als die Familie endlich durch zufällige Beobachtungen von Bekannten erfuhr, daß der alte Herr täglich auf den Friedhof zu gehen pflegte und gedankenverloren eine geschlagene Stunde zwischen den Gräberreihen schritt, da wurde aus der Verwunderung der Familie Sorge.

Alle Versuche, den alten Herrn durch vorsichtige Andeutungen zum Sprechen zu bewegen, scheiterten.

„So — ein neues Denkmal auf dem Friedhof, sagt ihr? Kann sein . . . ich habe davon gelesen . . .“

So wehrte er ab, und direkte Fragen wagte man nicht zu stellen.

— — — — — — — — — —

Das Geschäft Selmar Köllings ging keineswegs so gut, wie die Familie annahm; es mußte der schweren Zeit ebenso wie andere Geschäfte Opfer bringen. Selmar Kölling, der das Geschäft blühend vom Vater übernommen und durch alle Nöte der letzten zehn Jahre sicher geführt hatte, litt unter den Geschäftssorgen, und die ganzen Verhältnisse bedrückten sein heiteres Gemüt.

Die Lebensfreude wandelte sich in dieser Bedrücktheit. Er ging nicht mehr durch die Straßen der Stadt spazieren, sondern auf den Friedhof . . . und bei diesem bedachtsamen Kreuz- und Querschreiten durch die Reihen der schlafenden Bewohner der stillen Stadt bildete sich bei ihm eine fixe Idee:

Die da lagen und ruhten von ihrer Arbeit, hatten gesorgt, geschafft, gearbeitet wie er: was man Leben hieß. Die einen lang, die anderen kurz. Die Grabsteine kündeten es von jedem Schläfer peinlich genau, wie lange ihr kämpfendes Dasein „Leben“ währte.

Selmar Kölling schritt durch die Grabreihen und las im langsamen Vorüberschreiten Namen um Namen und Daten für Daten. Immer rechnete er dann mechanisch:

„Vom 13. 6. 1842 bis 14. 7. 1920 . . . macht mehr als 78 Jahre! — Wie alt dieser Herr geworden ist . . . ob auch glücklich alt? — Da der Postsekretär: 1866 bis 1920 . . . macht 54 Jahre . . . Viel zu jung . . . oder eigentlich alt genug!“

Täglich rechnete und prüfte Selmar Kölling. Mit dem spielerischen Gedanken, sein Leben als unnütz mit Fünfzig zu verwerfen, kam die Sehnsucht, es zu verlängern . . . und wenn er auf viel Grabsteinen hintereinander sehr altgewordene Leute sah, da fand er Fröhlichkeit und Lebensmut zurück und eilte, ohne nach weiteren Grabsteindaten zu sehen, heimwärts oder ins Geschäft.

Doch dann fand er einen Grabstein. Auf dem stand: Geboren am 17. 10. 1872, gestorben am 18. 10. 1923.

Das traf ihn wie ein Schlag. Nie hatte er dieses Grab gesehen und den schlichten Grabstein beachtet.

Der 17. 10. war sein Geburtstag! Dieser da, der da schlief und genau ein Jahr vor ihm zur Welt gekommen war, starb im vorigen Jahr, einen Tag nach seinem einundfünfzigsten Geburtstag. Er selbst hatte in drei Tagen Geburtstag . . . und mithin in vier Tagen Todestag; genau gesprochen: am 18. 10. 1924 war der Tag, an dem der Tod zu ihm kommen mußte.

Selmar Kölling hatte die felsenfeste Überzeugung, daß der Grabstein dieses Michael Scheibers mit seinen Daten von Vorbedeutung für ihn sei und seines Lebens Ende und Ziel verkünde.

Das anfängliche Bedauern über die kurze Frist löste der tröstende Gedanke ab, daß dann alles aus sei, die frühgekommenen Gichtschmerzen ebenso ein Ende haben würden, wie die Geschäftssorgen, die glücklicherweise anfingen, nachzulassen. Wohltuend mußte das Ende sein: die Kinder waren versorgt, das Geschäft nach wie vor ein sicherer Ernährer der Frau. Alles war wohlbestellt!

Selmar Kölling ging noch an diesem Tage und bestellte alles Erforderliche für sein Begräbnis und seine einstige Grabstätte. Er bestellte den Grabstein und gab Anordnungen über den Text, den der Stein tragen solle.

Der Steinbildhauer stutzte und warf bei dem Datum des Todestages einen Blick auf den Kalender.

„Aber . . .“, wollte er einwenden.

Selmar Kölling erklärte kurz und bestimmt:

„Nehmen Sie den Stein in Angriff, wenn Sie bis zum 19. keinen anderen Bescheid bekommen haben!“

Diese kleine Hintertür ließ er dem Schicksal.

*

Am 19. Oktober berichteten die Zeitungen, daß bei einem Straßenbahnzusammenstoß ein Fahrgast ums Leben gekommen sei, und zwar der in weiten Kreisen der Stadt bekannte und sehr geachtete Großkaufmann Selmar Kölling, der Chef der Lebensmittelgroßhandlung Theodor Kölling Söhne. Der Verunglückte stand als einziger Fahrgast auf der hinteren Plattform, als der Zusammenstoß erfolgte und schien von dem herannahenden, rückwärts die steile Bergstraße herabkommenden führerlosen Straßenbahnwagen vor Entsetzen gelähmt gewesen zu sein; denn die übrigen Fahrgäste hatten sich durch Abspringen vom Wagen, ebenso wie der Schaffner, in letzter Minute retten können . . .

Die Fassungslosigkeit der Familie Kölling milderte es keineswegs, daß in derselben Nummer der Zeitung bereits die von fremder Seite aufgegebene offizielle Todesanzeige erschien und wie auf Kommando alles ins Haus geliefert wurde, was zu besorgen bei einem Todesfall unangenehme Pflicht für die Überlebenden war.

„Sollte Papa . . .?“ kam halbausgesprochen, zag die Vermutung.

Sie wurde entrüstet mit der Tatsache niedergeschlagen, daß der Unfall unmöglich vorauszusehen gewesen war — außerdem war durch Abschluß eines überraschend großen Lieferungsgeschäftes das Schicksal der Firma auf Jahre hinaus gesichert.

Hätte man den Gedankengängen des alten Herrn folgen können und würde jemand von der Familie abergläubischen Regungen zugänglich gewesen sein, dann hätte man auf dem Friedhof, bei der Bestattung, die Lösung finden können. Der Leichenzug mußte an dem Grabe vorbei, das die Daten 17. 10. 1872 — 18. 10. 1923 trug . . . und der Hügel war über und über mit kostbaren Blumen bedeckt — die aus dem Garten der Familie Kölling stammten.

Bunte Chronik

* **Der Mann vor dem Rasierspiegel.** Wenn man berechnet, daß ein Mann, der sich selbst rasiert, hierfür jedesmal 5 Minuten vor dem Rasierspiegel steht, dann nimmt ihn in einem Jahre für diese Beschäftigung eine Zeit von mehr als 30 Stunden in Anspruch; wenn er sich täglich rasiert. Das ergibt für 50 Jahre, daß er etwa 75 Tage und Nächte vor dem Rasierspiegel steht.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.